

BÜCHER

Die Entwicklung ökonomischen Denkens

Rezension von: Peter Rosner, *Die Entwicklung ökonomischen Denkens. Ein Lernprozess*, Verlag Duncker & Humblot, Berlin 2012, 462 Seiten, € 39,10.

Für eine der Geschichte des ökonomischen Denkens bieten sich vor allem zwei allgemeine Gesichtspunkte an, unter denen eine Darstellung strukturiert werden kann: die grundlegenden gesellschaftlichen und politischen Paradigmen, welche den Handlungen der wirtschaftlichen Akteure und der Wirtschaftspolitik zu Grunde liegen; und die Entwicklung der vielfältigen Instrumente und Modelle, die angewendet wurden, um die Phänomene des Wirtschaftslebens zu erklären. Die meisten nationalökonomischen Dogmengeschichten bedienen sich beider Herangehensweisen mit wechselnder Betonung des einen oder anderen Gesichtspunktes. Explizit für den ersteren Gesichtspunkt als dominanten entscheidet sich Karl Pribrams „History of Economic Reasoning“,¹ während das wohl bedeutendste Werk auf diesem Gebiet, Joseph Schumpeters „History of Economic Analysis“, dem Titel entsprechend die Entwicklung des analytischen Instrumentariums in den Vordergrund stellt.

Peter Rosner legt in einem einleitenden Kapitel die Zielsetzung seiner Geschichte der ökonomischen Theorie dar. Prinzipiell geht es ihm um eine Darstellung des zweiten Typs, also des

analytischen Instrumentariums, genauer gesagt, um zwei Hauptstränge der Entwicklung, deren (derzeitiges) Endprodukt der Kanon des ökonomischen Wissens ist, wie er sich heute in der universitären Lehre des Faches in Form der Kernbereiche Mikroökonomie und Makroökonomie mit unzähligen Lehrbüchern dieser Titel präsentiert.

Rosner stellt die Entwicklung des theoretisch-ökonomischen Denkens dabei als Lernprozess dar. Er setzt die Akzente aber insofern anders als Schumpeter und das ebenfalls einschlägige Werk Mark Blaug's, indem er stärker auf nicht theorieimmanente Bestimmungsfaktoren eingeht. „Die Schilderung des jeweiligen Ungenügens der entsprechenden Theorien, auf damalige Fragen (z. B. der Armut der Industriearbeiter in der Industriellen Revolution, der anhaltenden Massenarbeitslosigkeit in der Zeit der Großen Depression der 30er-Jahre, etc.; G. Ch.) akzeptable Antworten zu geben“, und die jeweiligen Bestrebungen der Ökonomie, bessere Erklärungen und überzeugendere Antworten zu finden, sind ebenfalls unabdingbar für ein Verständnis dessen, „was denn die Entwicklung der Ökonomie als Wissenschaft treibt“ (S. 29).

Dabei geht es Rosner nicht um eine punktuelle Diskussion einer möglichst großen Vielzahl von Theorieansätzen, sondern selektiv um solche Theorieelemente, die im Rahmen der großen systemischen Theoriegebäude Bedeutung haben. Er prüft, „ob die Begründungen systematisch in einem theoretischen Rahmen entwickelt werden; ob

dieser auch heute noch akzeptiert werden kann“ (S. 35).

Vorsichtig bekennt sich Rosner zu einem „*whiggish view*“ der Bewertung der Entwicklung der ökonomischen Theorie als „Fortschritt“ durch Lernprozess – „wenn man der Überzeugung ist, dass die moderne Ökonomie eine Wissenschaft ist, die etwas zur Deutung der Welt und ihrer Verbesserung beitragen kann“ (S. 28).

Rosners Geschichte der ökonomischen Theorie behandelt die Entwicklung im Kontext der großen Systeme der Klassik und der Neoklassik, verzichtet aber nicht darauf, auch auf Vorläufer und Anfänge einzugehen. Er geht dabei selektiv auf Aussagen griechischer Autoren und scholastischer Theologen zu wirtschaftlichen Fragen ein, v. a. betreffend ethische Begründungen für Gewinnerzielung, um damit den Unterschied zur heutigen ökonomischen Wissenschaft herauszuarbeiten: nämlich dass das vorneuzeitliche Denken die Wirtschaft nicht als eigenständige Sphäre sieht, sondern nur im Kontext der Ethik (Aristoteles) oder der biblischen Theologie begreift.

Bei den deutschen Kameralisten finden sich einfache Erklärungsansätze zu ökonomischen Phänomenen im Rahmen ihrer durchaus ambitionierten wirtschaftspolitischen Konzepte, jedoch ist die Betrachtungsweise durch die kollektive Perspektive des Staates geprägt, unter der die Fragen diskutiert werden. Im Unterschied zu den deutschen wirtschaftspolitischen Systemschriften eines Justi oder Sonnenfels beschäftigen sich die englischen Merkantilisten punktuell mit Einzelfragen wie z. B. den aktuellen Veränderungen des Geldwertes, dem Export und Import von Waren und Edelmetall, dem Zinssatz, wobei aber bereits grundle-

gende Konzepte der späteren Theorie angedacht werden.

Einen entscheidenden Schritt im Denkansatz vollziehen diese theoretisierenden Praktiker des Wirtschaftslebens, indem sie im Unterschied zu den deutschen Merkantilisten bei ihren Überlegungen nicht die Perspektive des Staates einnehmen, sondern implizit primär jene des handelnden Akteurs. „Dieser Vorrang der Individuen vor dem Staat oder einer anderen Ganzheit gilt auch im methodologischen Sinn“ (S. 71). Traditionellen Vorstellungen verhaftet bleiben diese Ansätze zur Theoriebildung insofern, als die ständische Gliederung der Gesellschaft mit den „*labouring poor*“ als Unterschicht implizit vorausgesetzt wird (S. 98). Erst Adam Smith ging von dieser Vorstellung ab, dass „die Armen“ gerade so viel Lohn bekommen müssen, damit sie weiter arbeiten (S. 152).

Im Unterschied zum ersten „vollgültigen“ Systembildner im Sinne der Theorie einer eigenständigen Ökonomie, dem Engländer irischer Herkunft Richard Cantillon, wird die Perspektive der französischen Physiokraten wieder schwankend. Einerseits propagierte Quesnay die freie Konkurrenz und plädierte entschieden für die Abschaffung der zahlreichen in der Binnenwirtschaft und gegenüber dem Ausland bestehenden Beschränkungen des Handels und Verkehrs. Andererseits behandelte er die Frage des wirtschaftlichen „Gleichgewichts“, die in unterschiedlichen Formen nicht nur die deutschen und englischen, sondern auch die italienischen Merkantilisten intensiv beschäftigt hatte,² in Form der Proportionen der aggregierten „Revenuen“ der Grundeigentümer, der Pächter und der städtischen Handwerker, wobei nach seiner Ansicht die Politik dafür zu sor-

gen hat, dass die realen Größen den gleichgewichtigen Proportionen dieser Aggregat entsprechen (S. 125).

Noch unter der Rubrik „Die ersten theoretischen Systeme“, im Anschluss an Cantillon, Quesnay und Hume, behandelt Rosner Adam Smiths „Wealth of Nations“, und danach auch noch Ricardo. Wenn man – wie Schumpeter – die Bedeutung Smiths wegen dessen vermeintlich geringer Originalität für die Entwicklung der ökonomischen Wissenschaft herunterspielt, so verkennt man nach Ansicht Rosners seine Schlüsselrolle bei der Konstitution der Ökonomie als Wissenschaft. „Er war der erste, der eine systematische Darstellung der bis dahin in ökonomischen Schriften behandelten Fragen in einem einheitlichen theoretischen Rahmen – Geld, Außenhandel, Steuern, wirtschaftliche Entwicklung, Verteilung der Einkommen, Preisregulierung, Banken, Wettbewerb, Zinssätze, etc.“ (S. 139). Und „wie kein anderer vor ihm baute er die Untersuchung der Wirtschaft ausschließlich auf der Analyse von Handlungen der Individuen auf. Das war nicht nur methodologisches Postulat, sondern hatte darüber hinaus gesellschaftspolitischen Inhalt“ (S. 140).

Von Smiths System aus zeichnet Rosner im Folgenden hauptsächlich zwei Stränge der Theorieentwicklung nach: jenen der Wert- bzw. Preistheorie, und den anderen der Verteilungstheorie, also der Erklärungsansätze für die Höhe der Profite, der Löhne, und damit im Zusammenhang des Zinses. Ricardos Bemühungen, die Mängel der Smith'schen Kostenpreiserklärung zu verbessern, führte in die Aporie, dass die (relativen) Preise nicht ohne eine vorangehende Fixierung der Profitrate bestimmt werden können, daher eine

Ableitung der Profitrate aus dem Preissystem nicht möglich ist – eine Aporie, auf die Rosner im Kontext anderer Versuche noch mehrfach zurückkommt. Es wird dadurch fraglich, ob und wie sich angesichts dieses ungelösten Problems ein Gleichgewicht im Gesamtsystem einstellen kann. Einen folgenreichen Stilwandel im ökonomischen Denken leitete Ricardo insofern ein, als er weitgehend abstrakt analytisch argumentierte, im Unterschied zu Smith, bei dem sich immer (oft schlecht fundierte) historische Argumentationsweise mit analytischer mischt.

Der Gewinn an analytischer Präzision hatte seinen Preis: „Es war nicht Ricardos Anspruch, „eine Theorie der Gesellschaft und ihrer Entwicklung zu geben“ (S. 207). Den damit zusammenhängenden Fragestellungen wandten sich intensiv die deutschen Ökonomen Friedrich List und die Vertreter der Historischen Schule zu, denen Rosner eine eigenes Kapitel widmet. In Frage gestellt wurde die Gültigkeit abstrakt-analytischer Aussagen unabhängig von Zeit, Ort und konkreten Problemen, und – noch fundamentaler – die Verallgemeinerung des Eigennutzes als grundlegende Maxime des Handelns der Wirtschaftsakteure. Die Perspektive der ökonomischen Betrachtungsweise wurde für einen Teil der Fragestellungen wieder vom Einzelakteur zum Staat verschoben, was zu einer intensiven Befassung dieser Autoren mit einer Vielzahl von Fragen der Wirtschaftspolitik führte, und auch zu anderen Schlussfolgerungen als im englischen Liberalismus in Bezug auf die Sinnhaftigkeit staatlicher Interventionen.

Rosner anerkennt die Berechtigung solcher Akzente, welche die Bedeutung von Institutionen oder sozialen

Einstellungen herausarbeiten. Dass das ökonomische Denken im Deutschen Reich des 19. Jahrhunderts sich letztlich als Sackgasse für die ökonomische Wissenschaft erwiesen hat, führt er auf den naiven Induktivismus der Historischen Schule zurück, der nur Fakten und historische Tendenzen gelten lässt (S. 229). Als Verdienst der Historischen Schule hätte man noch gelten lassen können, dass sie – wenn auch in der konkreten Form nicht haltbar – die Beschäftigung mit empirischer Erfahrung wieder stärker zum Gegenstand der ökonomischen Wissenschaft machte; allerdings im Hinblick auf die Theorie vergeblich, die sich mit dem Einsetzen der „neuen Theorie“ ab 1870 zunehmend von konkreter Anschauung und Erfahrung entfernt hat.

Den Zeitabschnitt zwischen klassischer und „neuer“ Theorie (1820 bis 1870) bezeichnet Rosner als „Stagnation der theoretischen Ökonomie“ (S. 210), ausgenommen das Werk von Karl Marx, das in einiger Ausführlichkeit dargestellt wird. Singulär und Maßstäbe setzend durch seinen Anspruch, über die Wirtschaft hinausgehend eine einheitliche Theorie der gesamten Gesellschaft zu schaffen, war Marx mit prognostischen Tendenz Aussagen wenig erfolgreich. Als jene Teile der Theorie von Marx, die für die Entwicklung der Wirtschaftstheorie große Bedeutung erlangt haben, als „Pionierleistungen“ nennt Rosner „die Darstellung der Reproduktionsschemata, die ausführliche Behandlung von technischem Fortschritt“ (S. 267). Für die weitere Entwicklung der ökonomischen Theorie wurde Marx dennoch bestenfalls indirekt wirksam, schon allein deshalb, weil den Nachfolgern seiner Theorie der Zugang zu den Lehr-

stühlen einer sich immer stärker akademisierenden ökonomischen Wissenschaft aus politischen Gründen versperrt blieb; aber auch deshalb, weil die marxistischen Ökonomen glaubten, eine ernsthafte Auseinandersetzung mit nach-ricardianischer Ökonomie vermeiden zu können und die neue Werttheorie als bloßen „Ausdruck der Rentiers-Gesinnung der Kapitaleigentümer“ bagatellisierten (S. 273).

Fast zwei Fünftel des Textes widmet Rosners Dogmengeschichte dem Zeitraum vom Beginn der „neuen Theorie“ bis zur Zeit zwischen den Weltkriegen, mit der die Darstellung – von gelegentlichen Ausblicken abgesehen – endet. Mit dem Übergang zur subjektiven Werttheorie wurde ein einschneidender Paradigmenwechsel vollzogen, für den der Anstoß kaum bei irgendwelchen Entwicklungen im realgesellschaftlichen Bereich (wie bei Smith, Marx, auch bei der Historischen Schule) gekommen sein kann, sondern aus der inneren Entwicklung der Theorie selbst. Die Nutzenwertlehre wurde entwickelt, „weil akzeptiert war, dass es keine brauchbare Preistheorie gab“ (S. 278f).

So wie an anderen Stellen bemüht sich Rosner, herauszuarbeiten, worin der entscheidende Schritt zur neuen Werttheorie bestand, zu der es ja manche Ansätze bei früheren Autoren (z. B. Cournot, bei den deutschen Ökonomen) gegeben hatte. Nicht die stärkere Berücksichtigung von Bedürfnissen und Gebrauchswerten war entscheidend, sondern dass Menger „eine zweidimensionales Bewertungsschema [einführte], nämlich die Bedeutung des Bedürfnisses und das Ausmaß seiner Befriedigung“ (S. 301). Mit ihrer Erklärung der Preise der Produktionsgüter („Güter höherer Ordnung“) und des

Kapitalzins trennte die Österreichische Schule „in der Analyse die alloka-tive Funktion des Einkommens aus Kapital und Boden von der rein distributi-ven“ (S. 307), mit der Nebenbedeutung einer Gegenposition zur Marx'schen Ausbeutungstheorie. Hundert Jahre nach Adam Smith bekam die Vorstellung einer Harmonisierung der individuellen mit der gesamtgesellschaftlichen Wohlfahrt eine neue theoretische Form in der von Walras begründeten Allgemeinen Gleichgewichtstheorie. Es war die mathematische Version der neuen Theorie, die sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der aka-demischen Lehre weltweit durchge-setzt hat. Dies implizierte eine höchst folgenreiche Fixierung auf Zustände des Gleichgewichts, auf Bedingungen seiner Existenz, unter denen ein solches allgemeines Gleichgewicht ge-dacht werden kann.

Die neue Theorie erst ermöglichte die Bildung von Analyseinstrumenten, die heutigen Ökonomen so selbstver-ständlich wie unentbehrlich erschei-nen, wie z. B. Preis- und Einkommens-elastizität, Substitutions- und Einkom-menseffekt, u. a. Das Marshall'sche Kreuz zur Darstellung des Marktgleichgewichts beim Schnittpunkt der Ange-bots- und Nachfragekurve ist geradezu ins Alltagsverständnis von wirtschaftli-chen Vorgängen eingegangen. Heuti-ge Verteilungs- und umweltpolitische Diskussionen beruhen auf den theore-tischen Grundlagen von Marshall und Pigou. Die dabei angewendete partial-analytische Denkweise befriedigte al-lerdings aus der umfassenderen Sicht eines gesamtwirtschaftlichen Gleichgewichts aller Märkte, eines Wohl-fahrtsoptimums aller Akteure, nicht. Rosner zeichnet den langwierigen Weg zu der heute für alle studierten

Ökonomen selbstverständlich erschei-nenden Darstellung in den gängigen Lehrbüchern der Mikroökonomie mit ihren Indifferenzkurven, Budgetgera-den etc. nach. Er schildert die Bemü-hungen, den Sinngehalt eines Nutzen-optimums und der „Effizienz der Allo-kation der Ressourcen“ objektiv zu be-stimmen, die selbst aus der immanen-ten Sicht dieses Bereiches der Theorie zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt haben.

Nur kurz erwähnt wird von Rosner die Weiterentwicklung der theoreti-schen Ansätze Mengers und Wiesers zu einer allgemeinen Theorie der Preisbildung in der Zeit zwischen den Weltkriegen. Kritische Positionen zur mathematischen Version des allgemei-nen Systemgleichgewichts artikulier-ten vor allem Morgenstern und Hans Mayer. Hingewiesen wurde dabei vor allem auf die vollkommen realitätswid-rige Annahme, dass jeglicher Aus-tausch erst nach Realisierung des Gleichgewichts stattfindet, bzw. auch, dass alle Preisbildungsprozesse simul-tan ablaufen. Wird aber zugelassen, dass Markttransaktionen auch zu fal-schen, d. h. nicht dem allgemeinen Gleichgewichtszustand entsprechen-den Preisen stattfinden (müssen!), so wird die Walras'sche Gleichgewichts-theorie zur bloß theoretischen Übung, die logischen Ansprüchen genügt, aber nichts über die ökonomische Rea-lität aussagt. Ein Forschungsprogramm für die Marktprozesse in Ungleichge-wichtssituationen wurde aber von den damaligen Österreichern nicht entwi-cgelt. Der *mainstream* der Theorie folgte der Walras'schen Version, die Österreichische Schule verkam in der US-amerikanischen Version der „Aus-trian economics“ zur Sekte.

Mit der zunehmenden Dominanz der

mathematischen Gleichgewichtstheorie verschwand die zentrale Fragestellung der älteren Mikroökonomie aus dem Blickfeld: „*The central question of orthodox prewar microtheory – How is market equilibrium actually attained? has been shunted aside.*“ Preisbildung wurde nun verstanden „*in terms of the mathematics of solving simultaneous equations*“.³

Dass Rosner seine Aufmerksamkeit auf die Walras'sche Version konzentriert, ist aus der Sicht der real die Lehre dominierenden Strömung begründbar. Ob diese Weichenstellung glücklich war im Sinne eines Erkenntnisfortschritts, wie Rosner ihn versteht, die einen großen Teil der Theorieproduktion immer stärker in scholastische Spitzfindigkeiten hinein- und die Abkoppelung, ja bewusste Immunisierung von jeglicher Anschauung und Realität vorangetrieben hat, ist allerdings eine andere Frage, die heute, nach der schwersten Wirtschaftskrise seit der Großen Depression der 30er-Jahre, wieder vermehrt gestellt wird.

Der letzte Abschnitt des Buches ist der Herausbildung der modernen Makroökonomie gewidmet. Als wichtigster Ausgangspunkt dient Rosner dabei die Diskussion über die Quantitätstheorie, den Zinssatz und seine Funktion als Mechanismus der Anpassung von Sparen und Investieren. Ähnlich wie im Fall der Indifferenzkurvenanalyse wird hier gezeigt, wie mühsam der Weg war, der zu den heute gängigen und in den Lehrbüchern der Makroökonomie allgemein verwendeten Begriffen zu gelangen, z. B. das „Sparen“ von der „Investition“ (in reale Anlagegüter und Lagerbestände) zu trennen, die Frage des makroökonomischen Gleichgewichts von Sparen und Investieren im Rahmen der Kategorien der volkswirt-

schaftlichen Gesamtrechnung zu formulieren.

Aus Rosners Darstellung der Rezeption der Keynes'schen Theorie, die als Reaktion auf das Unvermögen der damaligen Theorie entwickelt wurde, eine befriedigende Erklärung für die Große Depression zu bieten, wird eine Tendenz der überkommenen schulmäßigen Ökonomie deutlich: Der Anspruch auf Erklärung des mit den eigenen Ansätzen nicht zu erklärenden Phänomens wird sozusagen wieder umgedreht und – von ihrem eigenen Unvermögen ablenkend – gegen Keynes gerichtet, nämlich wie dieser denn dazu komme, gegen „grundlegende Maximen“ der Theorie zu verstoßen, indem er etwa die Nominallohnsenkung nicht als Mittel zur Wiederherstellung des Arbeitsmarktgleichgewichts gelten lässt. Die „Weiterentwicklung“ dieser Argumentationsstrategien bis zu den Absurditäten der sog. „*real business cycle*-Theorie“ oder des „*ricardianischen* Äquivalenztheorems“ ist bekannt, sie liegt außerhalb des von Rosner behandelten Zeitraumes.

Rosners Dogmengeschichte geht explizit selektiv vor, d. h. es wird nicht der Anspruch erhoben, einen Überblick über alle Gebiete der ökonomischen Theorie zu geben, z. B. wird die Außenhandelstheorie nur am Rande erwähnt (bei Ricardo, List), aber nicht im Detail in ihrer Entwicklung verfolgt. Die Selektivität des Vorgehens soll wohl auch im Titel – Entwicklung ökonomischen Denkens und nicht „des“ ökonomischen Denkens – zum Ausdruck gebracht werden. Dennoch möchte der Rezensent nicht versäumen, ein paar Personen und Themen zu erwähnen, die ihm bei der Darstellung „gefehlt“ haben. An erster Stelle ist hier Joseph Schumpeter zu nennen, von dem zwar

sein Erstlingsbuch „Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie“ erwähnt wird, nicht aber sein Hauptwerk „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“. Von der Logik der von Rosner gezeichneten Verlaufsgeschichten ökonomischer Theorie ist dies zwar konsequent, aber doch auch wieder nicht zwingend.

Ein weiterer Strang der Theorieentwicklung des Titels „Wachstums- und Entwicklungstheorie“, mit Adam Smith beginnend, dessen Wachstumstheorie erwähnt wird, hätte in der gegebenen Struktur seinen Platz und würde sich darin ergänzend hinzufügen lassen. In diesem Kontext hätte auch die vernachlässigte reale (im Unterschied zur monetären) Konjunkturtheorie behandelt werden können. Zugegebenermaßen ist die Kontinuität der Theorieentwicklung in diesem Strang deutlich geringer, die Darstellung daher zwangsläufig ziemlich heterogen. Der Vorteil wäre, dass die Berücksichtigung dieses Themas einen Begriff davon vermitteln würde, dass wir es bei Wirtschaft mit einem langfristig wachsenden Produktionsvolumen zu tun haben und die gängigen Theorien auch unter diesem Gesichtspunkt gesehen werden müssen, selbst wenn sie meist davon absehen.

Was noch abgeht, ist Mengers Geldtheorie, die davon ausgehende Diskussion der „Neutralität des Geldes“, und Mengers Berücksichtigung von Erwartungen der Wirtschaftsakteure – letztere werden erst im abschließenden Abschnitt über die Makroökonomie behandelt.

Rosner ist mit Wertungen zurückhaltend, um sich der Verlockung zu entziehen, die Geschichte der Theorie als Weltgericht einzusetzen. Er registriert die zunehmende Irrelevanz eines gro-

ßen Teils der Theorieproduktion der letzten Jahrzehnte, und er verschweigt nicht die Kritik der „Österreicher“ und der Neo-Ricardianer an der mathematischen Gleichgewichtstheorie bzw. an der Neoklassik. Gleichzeitig verteidigt er die politische „Unschuld“ des neoklassischen *mainstream* mit dem Argument, dass diese Theorie nicht den Anspruch erheben könne, direkte Aussagen über die ökonomische Realität zu machen oder Empfehlungen zur Wirtschaftspolitik zu geben. Es hieße wahrscheinlich die reale Bedeutung der ökonomischen Theorie erheblich überschätzen, wenn man sie für das Desaster der Finanzmarktkrise, der Großen Rezession und der Staatsschuldenkrise verantwortlich machen wollte, deren Bewältigung im günstigen Fall noch mehrere Jahre dauern wird.

Aber absurde Theorien vom Typ der „rationalen Erwartungen“ oder der Effizienzmarkthypothese sind auf dem Boden des *mainstream* gewachsen bzw. erfreuten sich der wohlwollenden Unterstützung namhafter Vertreter. Diese „Finanzmarktideologie“, die als Begründung einer Wirtschaftspolitik mit katastrophalem Ausgang diene, beruht letztlich auf der lässig getroffenen Annahme, dass die Bedingungen eines „vollkommenen Marktes“, deren Unerfüllbarkeit jedes Lehrbuch betont, dennoch in der Realität irgendwie annähernd erfüllt sind. Kaum einer derjenigen Ökonomen, die vor dem Kollaps gewarnt haben, kam aus dem Lager des neoklassischen *mainstream*, von dessen Vertretern nicht wenige diese Kritik verharmlost oder lächerlich gemacht haben. Dass der fundamentale Denkansatz des *mainstream* noch Entwicklungspotenziale für die ökonomische Theorie im Sinne von Rosners Fortschrittsverständnis enthält, ist we-

nig plausibel. Solche Entwicklungspotenziale der Theorie liegen in einem anderen Bereich, nämlich jenem der dynamischen Prozesse auf Mikro- und Makroebene, die sich freilich nur begrenzt, in bestimmten Situationen (z. B. Problem Wendepunkt der Konjunktur) gar nicht mathematisch modellieren lassen. Das würde Forschungsprogramme im Anschluss an Marshall, Keynes und die Österreichische Schule für jene Bereiche der Theorie erfordern, die in den letzten Jahrzehnten vernachlässigt worden sind.

Peter Rosner hat mit seinem jüngsten Buch einen innovativen Beitrag zur Geschichte des ökonomischen Denkens vorgelegt, keineswegs das x-te Lehrbuch der nationalökonomischen Dogmengeschichte, das irgendwie gegliedert möglichst viele Versionen möglichst vieler Theorien aufeinander türmt, sondern eine klar strukturierte Darstellung, die sich auf zentrale Bereiche der Theorie konzentriert und für diese nachvollziehbare Entwicklungslinien herausarbeitet. Von heutigen „Handbüchern“ der Theoriegeschichte, die meist aus Beiträgen einer Vielzahl von Autoren bestehen, die jeweils einen schmalen Bereich behandeln, unterscheidet sich das Buch durch die einheitliche persönliche Perspektive.

Beim Lesen des Vorworts bekommt man den Eindruck, dass Rosner sich damit abgefunden hat, wenn im heutigen Studienbetrieb die Beschäftigung mit Texten älterer Autoren „kaum Bedeutung hat“, dass also der Theoriegeschichte im nationalökonomischen Fach nur der Stellenwert der Liebhaberei zukommt. Wenn die Theoriegeschichte zeigt, dass es unterschiedliche Erklärungsansätze und Interpretationsmuster für ökonomische Phänomene gegeben hat und gibt, so bietet

sie Beobachtungsplattformen an, von denen aus man heute gängige Sichtweisen relativieren kann. Sie zeigt Weggabelungen der Theorieentwicklung auf, zu denen es sich möglicherweise lohnt, zurückzugehen, wenn sich das Gefühl des Ungenügens bestimmter Theorieansätze verstärkt, um von dort in andere Richtungen weiter zu forschen. Dies gilt gerade in einer Zeit, in der der krisenhafte Zustand der Wirtschaft auch zu einer Krise der Wirtschaftstheorie geworden ist. Rosners neue Theoriegeschichte kommt daher zum richtigen Zeitpunkt.

Anmerkungen

- ¹ Diese Betonung im Titel kommt im Titel der deutschen Übersetzung „Geschichte des ökonomischen Denkens“ allerdings weniger deutlich zum Ausdruck.
- ² Siehe dazu Pribram (1908).
- ³ Blaug (2003) 407f.

Literatur

- Blaug, M., *Economic Theory in Retrospect* (zahlreiche Auflagen, zuletzt London 1997).
- Blaug, M., *The Formalist Revolution of the 1950s*, in: Samuels, W. J.; et al. (Hrsg.), *A Companion to the History of Economic Thought* (Malden, MA, 2003) 395-410.
- Pribram, K., *Die Idee des Gleichgewichts in der älteren nationalökonomischen Theorie*, in: *Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung* 17 (1908) 1-28.
- Pribram, K., *A History of Economic Reasoning* (Baltimore und London 1983; deutsche Übersetzung u.d.T. *Geschichte des ökonomischen Denkens*, Frankfurt 1992).
- Schumpeter, J. A., *History of Economic Analysis* (London 1954).